

(Nachdruck verboten.)

5)

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Es wird viel gefragt heute, Herr Maire. Aber ob ich versichert bin oder nicht, das geht die Gemeind nichts an. Sie hat sich ja gesperrt dagegen.“

„Sell schon. Vor Zeiten. Aber wenn das Haus ab-brennt, danach muß die Gemeind bauen. Das ist ein altes Beding, daß dort am Paß ins Frankreich ein Gasthaus steht, und die Schwobenregierung hat's genehmigt und der Gemeind noch besonders rekommandiert.“

„Das glaub ich,“ entgegnete Daniel trocken. „Und die Gemeind fährt gut dabei. Der Zins ist ihr sicher.“

Der Maire erhobte sich.

„Den zahlt jeder, wo die Pacht bekommt.“

Da flog ein kaltes Leuchten über Daniels Gesicht. Er mußte, daß der Wiesbauer, der jetzt zum Maire gewählt worden war, gern selbst auf den Hof gezogen wär' und erwiderte:

„Aber es bekommt sie keiner. Auf neunundneunzig Jahr ist sie den Junt zugeschlagen, so lang als noch einer lebt. Ich hab' noch einundvierzig zugut; nachher läßt sich weiter reden.“

Der Maire zog den bartlosen, eckigen Kopf tief zwischen die Schultern.

„Stimmt! Aber es steht auch noch im Vertrag, daß der Pächter das Gebäu instand halten muß. Kein Ziegel darf vom Dach fallen, kein Laden aus dem Angel.“

Da schlug der Daniel plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Taler hoch aufsprangen.

„So lang, als Fliedwerk hält, wird geflickt. Aber fünf-hundert Franken zahl' ich mehr, wenn die Gemeind den Krempel zusammenschlägt und neu baut.“

Der Bürgermeister fuhr auf. Sein Hals war lang ge-wor-den, als er entgegnete:

„Die Gemeind hat kein Geld zum Verspekulieren. Pant selbst.“

„Ihr wißt, daß ich das nicht kann und nicht darf. Und verspekuliert ist das Geld noch lange nicht. Ich hab noch keine Kammer leer gehabt all die Jahre. Und was der Musspann bringt, das wißt Ihr am besten, Ihr seid ja fünfzehn Jahr als Bot gefahren von La Boutroye über den Berg ins Frank-reich.“

„Gebaut wird nicht,“ wiederholte der Maire und rieb sich mit den harten Fingern das Kinn, daß die Stoppeln knisterten.

Daniel hatte sich wieder bemeistert. Es war nur ein Funken, der zuweilen aus dem Feuerberg in seiner Brust sprang, aber rasch schlug er selbst stets die Hand darüber. Seine Stimme klang ruhig.

„Es hat noch Zeit. In ein paar Jahren bring' ich's vor den Gemeinderat.“

„Der weiß's zurück.“

„Man wird's ja sehen.“

„Sa sagt man in Frankreich, wenn die Sühner Eier legen. Und am End' sind alle taub.“

Daniel vergalt den Spott noch unter der Türe:

„Macht nicht, daß ein Drach' drin hoßt, wenn's ans Ausschlüpfen geht.“

So gingen sie auseinander.

Selle Kinderstimmen klangen über die Matten, als Daniel bergauf stieg. Eine Schule kam des Wegs, ein Lehrer mit wehendem roten Bart und einer riesigen Botaniser-trommel voraus. Daniel sah sie im Hochwald verschwinden. Ihre Stimmen verflangen. Und nun fingen irgendwo die Herdenglocken an zu läuten.

„Jetzt kommt der Frühling, jetzt heißt's parat sein,“ sprach Daniel vor sich hin und bog von dem Weg ab auf den Steig, der ihn steil nach der Paßhöhe führte.

Durch den schwarzen Tannenwald, wo es feucht und

modrig roch, und die schweren Tritte dumpf hallten, ging der Gemeindpächter bergan.

Ein rotes Eichhorn fuhr über ihm durch die Wipfel, eine Elster schrie und strich zu Tal.

Dem Daniel war das Herz eng in der Brust, die Leber stach ihn, als er ausschnitt. Wo er an den Gemeindezeichen vorbeikam, Holzbergen und Marksteinen, da zuckte ihm die Bitternis um den herrischen Mund.

Sie hatten die Junt auf das Pashwirts Haus gesetzt, das, wie der ganze Weidgrund, der Gemeind gehörte, und strichen den Pachtzins fröhlich ein. Aber daß sie in einen Aufbau des alten, kleinen Gewesens gewilligt hätten, das hatte schon der Vater nicht durchgesetzt. Und selbst als Anno 1867 der Kaiser von Contrezeville über die Vogesen kam, und sie weiter ab-wärts die große Straße über die Schlucht bauten und Gérardmer und Münster an ein weißes Band knüpften, das über die Berge, an den Schlatten und Schründen hin, durch Wald und Fels lief, als die Höhen von Fremden summten wie die Linden von Bienen, selbst damals hatte der Gemein-de-rat keinen Sou daran gewagt, das Haus auf der Höhe wohn-licher zu machen. Nur die Straße war geflickt worden mit ein paar Karren Schotter, und ein halbes Jahr mahlt'en die Räder, bis der lockere Steintrüffel in den Pflügen extrant.

Daniel war auf die Höhe gekommen. Er hörte in der Ferne das Wasser brausen, das über den hohen Stein in die Tiefe sprang. Und als er an der Ferne*) Girsh vorbeiging, sah er, daß dort schon auf den Einzug gewartet wurde. Der Stall war gelüftet, und die Mägde lärmten wie die Stare in den Nebel, während sie den großen kupfernen Kessel sauber feigten. Der Hund schlug an, und der Melker rief dem Bergwirt einen Gruß herüber. Es war einer von den Welschen aus Labaroché, schwarz wie ein Zigeuner mit funkelnden Augen und goldenen Ringlein in den Ohren. Und da trat die Fermiere, die Kalte, unter die Tür.

Sie hob die Hand über die Augen und blinzelte unter dem Dächlein zu ihm herüber.

Er wandte hastig den Kopf. Mit der war er fertig. Schneller stieg er bergan.

Die Sonne schien hier oben noch einmal so hell und warm, und das würzige Gras reckte sich verlangend aus dem Boden. In den Granitfelsen, die auf der Allmend zerstreut lagen, funkelten die Kristalle, und flinke Eidechsen huschten durch das leere Brombeergerank, das die Scheidmauer der Weiden überspann. Der Frühlingwind sang im Tannen-wald, und die dünnen gelben Blätter der Eiche, die einsam auf der Matte stand, zischelten. Der Baum hatte sie festgehalten im harten Winter. Sie und da fuhr eines, von einem plötz-lichen Tod erfaßt, aus der mächtigen Krone auf den glatten Boden, den seit Jahr und Tag die Herden bei Blig- und Hagelschlag gestampft hatten, Zuflucht suchend unter dem ragenden Wetterbaum.

Daniel schlug mechanisch ein Kreuz, als er daran vor-überging, denn am rissigen Stamm hing ein Muttergottes-bild und bat für die Sünder.

Noch einen Stich durch den Riefernbusch, einen Gang über die grasige Kuppe, auf der die Stiefmütterchen leuchtend-gelb aufblitzten, und Daniel Junt sah seinen Hof vor sich. Drüben froch die weiße Straße aus dem schwarzen Lannicht und strich in sanften Windungen durch die Mulde, an dem Haus vorüber, um dann mit einem kurzen Anstieg den Grat zu ersteigen, auf dem ein Pfahl mit einem rotemalten D auf der einen und einem F auf der anderen Seite der auf-gesteckten Tafel die neue Grenze bezeichnete. Das Anwesen lag in die Mulde geschmiegt, und die Winterstürme brausten unschädlich über sein niedriges Dach. Jetzt war der Frühling Meister, und ein hellblaues Räuchlein wirbelte aus dem schwarzgrünen Dach.

Daniel blieb stehen am Gatter des Gages, der sein Weid-recht von dem der Ferne Kalblin schied. Er stützte die Arme auf und sah lange auf das Haus, das er in Erbpacht hatte. Da lag's, nicht Fisch noch Vogel, mehr als Melkerei, weniger als Gasthof, kein rechtes Bauerngut und kein Kurhaus. Das

*) Pachtgut. Hier: Mollerei, Sennwirtschaft.

Dach saß ihm wie eine Taube schief, mit Weiß ausladenden Firsten, auf dem Oberstock, und der verschwand fast im Schatten; und Daniel zählte die kleinen Fenster, die rings um das Haus liefen und es doch nicht hell machten. Im angebauten Stall brüllte das Vieh, das die friische Weide roch, und der brünstige Ruf der Tiere drang durch das morsche Gebälk bis zu ihm herüber.

Zwölf Stück Vieh standen in dem dumpfen Stall, den er kaum noch lustig halten konnte, und jedes Horn und jede Klaue war fein. Sieben Kammern mit zehn Betten hatte er an der Sonnenseite des Hauses eingerichtet zum Aufenthalt der Sommergäste, die von Colmar, Schlettstadt und Sträßburg heraufkamen. Im Tanzsaal drehte sich am Pfingstmontag und zu Michaeli das Volk von allen Fernen und Weibern im Tanz, und jeder Fuhrmann, der aus dem Elßaß ins Frankreich hinüberfrachtete, jede Chaise, die auf dem glatten Sträßlein aus den Waldtälern der Abendsseite heraufrollte und mit gesperrten Bremsen und schnaubendem Gaul ins Weinland hinuntertauchte, alles hielt an beim Daniel Junt auf dem Florimont und zog den Beutel.

Es hatte manchen Tag gegeben, da waren bei der Abrechnung die Zünfrantentaler aus der Schürze der Luise gesprungen, wie die Fische aus dem Wasser, wenn die Mücken fliegen. Aber das alles war ein Würgen und Kröpfen gewesen, und die paar tausend Franken, die zu Colmar auf der Sparasse lagen, hatten sie schwer genug verdient. Ja, wenn das Haus fünfzig Betten gehabt hätte, einen Stall für sich, eine Kässtube hinten am Hag, wo der Wind zieht, und eine Hofstatt für Roß und Wagen, dann war es ein besseres Schaffen gewesen. Da lag's vor ihm, ein ganzes Leben voll köstlicher Arbeit, und er konnte und durfte es nicht vollbringen.

Er sah schon das neue Anwesen, ein weißes Haus mit großen Fenstern und Terrassen, wie das Hotel zu den drei Königen auf drei Lehren, er hörte schon die Kutschen und Omnibusse den Berg heraufkommen mit knarrenden Radfelgen und klingelnden Kummern, er sah die Matten mit den bunten Küssen, die Wälder voll fröhlicher Sommergäste und sah sich selbst werken und schaffen und einhaufen wie ein Hamster. Aber das Geld, das sollte nicht vermotten bei ihm, sondern roulieren, vernünftig natürlich, aber nicht vermotten, das nicht. Er war kein altes Weib, das auf dem gefüllten Strumpf im Strohsack schlief, kein Geizteufel, der es sich und anderen am Maul absparte.

Mit brennenden Augen starrte Daniel Junt auf das Gehöft, das sich in die grüne Mulde eingemistet hatte und so tief eingebettet, als wäre es aus dem Boden herausgewachsen und könnte so wenig verderben wie Kraut und Stein. Seine breite Brust hob sich in schweren Atemzügen, die Fäuste griffen nervig in das schwarze Holzgatter. Tiefe Stille webte um ihn her, ein gelber Schmetterling gaukelte um den einsamen Mann und taumelte trunken von der linden Frühlingsluft über die sprossenden Gräser.

(Fortsetzung folgt.)

Der fall Meier-Gräfe.

Es war einmal ein Mann, der hieß Meier. Da er sich von anderen unterscheiden wollte, gab er sich den Beinamen Gräfe. Dieser Mann trug immer die neuesten Kravatten und kleidete sich nach der Mode von Uebermorgen, er erschien in allen Salons, aber sonst wußte man nichts von ihm. Sein Vater hatte Geld und dieses gab der Herr Sohn mit Anstand aus. Er kam bald dahinter, daß mit Kunst etwas zu machen sei. Da er sich aber auch hier unterscheiden wollte, schüttelte er den Staub Deutschlands von seinen Füßen und ging nach Paris.

Dieser Mann hatte ein Talent, herumzuhören, herumzuhorchen. Wo etwas im Gange war, wollte er mit dabei sein. Er schrieb über Wöcklin, als er merkte, daß er sich damit — nicht von den Eingeweichten, sondern von der Menge — unterschied. Dann, als die dekorative Richtung, das neue Kunstgewerbe aufkam, schrieb er eine Aesthetik, die darin gipfelt, man male keine Bilder mehr, das sei veraltet, Trumpf sei das Möbel, der dekorativ gestaltete Gegenstand. Als nun die Berliner Sezession die französischen Maler propagierte, ging er selbstverständlich nach Paris.

Wo Meier-Gräfe war, mußte etwas gemacht werden. Darauf kam es an. Er hatte etwas von einem Arrangeur, einem theatralisch veranlagten Kommiss an sich. Er war immer dabei, etwas zu gründen. Er war beteiligt bei der Gründung des Pan, er gründete die „Dekorative Kunst“, er gründete in Paris ein Kunstwarenhäus. Dann hieß es einmal, er wollte in Berlin ein Etablissement gründen, das Restaurants, Theater, Kaufhaus und was weiß ich sonst noch

vereinigen sollte. Dazu kam es nicht und das Kunsthaus in Paris ging nicht.

So verfiel er auf den Impressionismus. Hier war etwas zu machen. Wer literarische und künstlerische Kreise kennt, weiß, daß sich dort immer eine Anzahl von Willkürern befinden, von denen eigentlich niemand weiß, wer sie sind. Sie sind immer da, wo es Sensation gibt, und für den fein empfindenden Menschen diskreditieren sie die Sache, der sie sich widmen. Denn man hat das deutliche Gefühl, es kommt ihnen nicht auf innerste Begründung einer Sache an, nicht auf ein intimes und ehrliches Erleben, sondern auf ein Ruhbarmachen gangbarer Artikel, auf ein Klammeschlagen, ein Notettieren.

Der Impressionismus war eine Sensation. Fünf machte sich Meier-Gräfe auf die Beine, hörte, horchte herum, reiste, war überall in Aeliens zu sehen, in Frankreich, Belgien, wo es etwas zu sehen gab. Es war das so recht nach seiner Anlage, die ihn trieb, sich immer unterwegs zu befinden, sensationelle Muster herauszujuchen, damit auf Reisen zu gehen, sie den Interessenten vorzulegen, Konferenzen zu arrangieren und neue Dessins zu empfehlen. Eine neue Art modernen Kunstbetriebs, Arm in Arm mit Klammeschlagen und Sensation, ein Fortschritt gegen früher, wo langsames Ausreifen und Warten der Sinn jedes künstlerischen Bemühens war. Bilder, die noch naß auf der Staffelei standen, erklärte er für die vorbildlichen Meisterwerke der Zukunft, nahm sie unter den Arm und reiste damit, und predigte das Evangelium, die Verfertiger seien die Meister der modernen Kunst.

Meier-Gräfe gab immer gerade das wieder, was als aktuell in der Luft schwirrte. All das, aufgefundene Notizen, sensationelle Gerüchte, kombinierende Vermutungen, nahm er als bare Münze und stellte dieses Sammelsurium unverdauter Atekiegespräche, untermischt mit Anekdoten und Lebensdaten seiner Freunde zusammen und nannte das ganze „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst.“

Da die französischen Maler nichts von deutscher Kunst verstanden, so hörte Meier-Gräfe auch auf, etwas davon zu verstehen. Er schmiegte sich so gehorsam an. Er hat ein so schönes Anpassungsvermögen. Gätte er sich bei den Süddeutschen aufgehalten, so hätten wir eine Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst vom Standpunkte der Süddeutschen bekommen. So schrie er den „Fall Wöcklin“ oder „die Lehre von den Einheiten.“

Jeder Deutsche, der nach Paris geht, kommt sich vor wie ein kleiner Heine. Was aber bei Heine originell war, wird bei Nachahmern kindisch. Meier-Gräfe war überzeugt, daß er der Kluge war, die Deutschen aber die Dummen, denen er gehörig die Wahrheit geigen und ein neues Evangelium bringen würde. Ebenso schimpft er zwar auf Nietzsche. Dennoch ist er ihm zum Nachahmen gut genug. Den Titel bezieht er von ihm. (Nietzsche schrieb den „Fall Wagner.“) Und auch die Sprache ist ohne Nietzsche unentbar, gut abgeguckt, verwässert.

Was will nun Meier-Gräfe? Er will in diesem Buch das Ansehen, das nach seiner Meinung Wöcklin besitzt, vernichten. Uns erscheint dies als ein ziemlich fruchtloses Beginnen. Kein Mensch hat Wöcklin so maßlos überschätzt (höchstens Meier-Gräfe vielleicht, als er vor Jahren über ihn schrieb). Jeder Mensch hat seine Eigenart anerkannt, ist aber der Ueberzeugung gewesen, daß die Entwicklung auch über ihn hinweggeht. Kein Mensch ist eine Formel, er gibt Gutes und Schlechtes. Für Meier-Gräfes Kurzsichtigkeit gibt es aber nur Formeln, die er sich zurecht denkt. Er teilt Wöcklin ein in einen guten Wöcklin (der Frühzeit, als er düstig, locher, verschwommen malte, mit einem Wort impressionistisch) und in einen schlechten, total blödsinnigen Wöcklin (der späteren Entwicklung, wo er immer mehr die große Farbwirkung betonte und auf dekorative Raumwirkung ausging). Wie borniert diese Teilung eines Künstlers ist, der lebendig aus dem Ganzen schafft, ist für jeden, der einigermaßen psychologisch zu erfassen vermag, klar. Der Reiz läge gerade in der Erkenntnis der Fäden, die von der einen Periode zur anderen gehen. Bei jedem großen Künstler haben wir diesen Wechsel der Perioden, die Zartheit und die verschwimmenden Töne der Jugendjahre und das kräftige, bewußte Herausarbeiten im Alter. Goethes Jugenddramen und die Werke der reifen Zeit zeigen das gleiche Phänomen. Es ist dies ein psychologisches, ja physiologisches Gesetz. Aber — es ist ja viel einfacher, die Dinge nur an der Oberfläche zu betrachten.

Als Stützen baut sich Meier-Gräfe die Lehre von den Einheiten auf. Dies klingt nun sehr schön, und sicher hat sich Meier-Gräfe sehr gestreut, als er auf die Zeichnung verfiel. Er doziert, es gäbe zwei Entwicklungsstränge in der Kunst. Der eine geht von den antiken Fresken aus über Glasmalerei und Mosaik zu den Künstlern des 13. und 14. Jahrhunderts. Die Künstler dieses Stranges sind mehr zeichnerisch veranlagt. Der andere Strang setzt mit Bellini ein, mit dem fünfzehnten Jahrhundert. Das sind die Künstler der Farbe, der Luft und des Lichts. Dies sind die einzig möglichen Künstler unserer Zeit. Die anderen Anachronisten. Sie sind in unserer Zeit unentbar. Deshalb, das sagt Meier-Gräfe nicht. Er behauptet es. Wöcklins zweite Periode huldigt dieser freskenartigen Kunst. Folglich — ist nicht etwa Meier-Gräfes erdachte Theorie, was sie wirklich ist, nämlich ein Unsinn, sondern: Wöcklin ist kein Künstler. Emphatisch erkürt er: „Wöcklins Hauptwerke sind vor dem Urteil einer auf Kunst gerichteten Betrachtung überhaupt nicht.“

Um diese selbst ihm noch haltlos erscheinende Erfindung zu stützen, produziert Meier-Gräfe die Lehre von den Einheiten. Das

geht ihm flink von der Hand. Dieses „Die Einheiten“ überschriebene Kapitel ist von unerhörter Oberflächlichkeit. Es wird dem Leser freigestellt, an die Molekulartheorie zu denken. Damit ist Schluß, und der Leser weiß, daß Meier-Gräfe diese Theorie kennt, die aber gar nicht benutzt wird, und der Einsichtige zieht daraus den Schluß, daß diese Kenntnis Meier-Gräfe sicher angeflogen ist, wie alles andere. Kennte er sie, so würde er sicher damit prunken. So aber folgt nur ein allgemeines Geschwätz über Wöcklin und Menzel. Die Einheiten sind eben gar nichts Neues, sind weiter nichts als das, was man künstlerische Persönlichkeit nennt, Kern eines schaffenden Menschen, jedes Menschen überhaupt, sein Wesen, das macht, daß er so und nicht anders handelt, so und nicht anders denkt.

Aus den zwei folgenden Kapiteln „Die Lehre von der Einheit“, „Entwicklung der Einheit“, die beide durchaus verworren und oberflächlich sind und zum größten Teile mit ganz anderen Dingen sich beschäftigen, geht hervor, daß der Verfasser der Ansicht ist, es gäbe innerhalb der Einheiten eine lückenlose Aufeinanderfolge. Alle Künstler schließen sich eng aneinander an, jeder gibt dem anderen sein Erbe weiter. Jede Nation bildet einen Kreis von Einheiten. Diese Kreise schließen sich wieder zusammen. Die Zusammensetzung und endgültige Scheidung ergibt die beiden Stränge. Der eine Strang ist veraltet. Nur in dem anderen kann der moderne Mensch felig leben und felig sterben. Wöcklin strebte hinüber zu dem anderen Strang. Folglich „ist er überhaupt nicht“.

Dies ist aber ein Unsinn und beinahe eine Fälschung. Diese beiden Stränge haben nie existiert, höchstens in dem haltlos umhertaumelnden Gehirn eines Meier-Gräfe, der die Kunstgeschichte nicht kennt, dessen Buch nur ein Sammelurium all der in den letzten Jahren aufgetauchten Ideen ist, die ein kottetes Etikett erhalten haben und unter dieser Marke imponieren sollen. Es hat immer nur ein Nebeneinander verschiedener Kunstanschauungen gegeben, niemals ein lückenloses Hintereinander. Die Menschen sind keine Rechenexempel. Einmal schiebt sich die eine Tendenz vor, dann wieder dominiert eine andere Kraft, und aus dem uner schöpflichen Reichtum dieses Wechsels ergibt sich das, was wir Entwicklung nennen. Diese ist innerer Art und stellt eine Evolution menschlichen Geistes im ganzen dar, nicht aber so, als wären die einzelnen Menschen Nummern, und die Aufeinanderfolge dieser Nummern ergäbe eine Summe. Diese ganze Theorie spukt doch nur in dem Kopfe des unzulänglichen Meier-Gräfe. Wöcklin aber ist eine Realität, ein Mensch, der war, lebte, rang. Welch törichtes, burleskes Beginnen, gegen einen einzigen Menschen die ganze Entwicklungs-geschichte der Kunst, all die unzähligen Namen der Künstler, die jemals lebten, aufmarschieren zu lassen. Wer das noch nicht weiß, daß man in dieser Weise alles beweisen kann, der sollte erst lernen.

Damit fällt das ganze Gebäude dieser sinnlosen Theorie zusammen, die in einer schludrigen, oberflächlichen und kotteten Sprache vorgetragen wird. Leider gilt diese zuchtlose, äußerliche Handhabung den meisten noch als Sprachmeisterschaft, was beweist, wie wenig Sprachgefühl unter denen vorhanden ist, die darin Bescheid wissen sollten.

An dieses Buch schloß sich eine erheiternde Fehde, die manche Aufklärung brachte. Professor Henry Thode in Heidelberg nämlich, der von Meier-Gräfe in dem Buch angegriffen war, kündigte eine Vorlesung an über den modernen Impressionismus. Was er gegen ihn, vornehmlich gegen die einseitige und reklamewütige Handhabung in der Berliner Seession auf dem Herzen hatte, sagte er dabei, und niemand wird einem Angegriffenen dieses Recht der Abwehr bestreiten.

Da aber kam er schön an. Liebermann selbst setzte sich hin, dem Meier-Gräfes Theorie auf den Leib geschrieben ist, und schrieb einen Schreibebrief, der von persönlichen Insinuationen strotzte. Man war erstaunt, ja entsetzt, in welcher rüchichtsloser Weise sich Liebermann, dem man solche Taktlosigkeiten doch nicht zumute, selbst enthüllte.

Sachliches enthielt das Schreiben nicht. Es war nur ein erregter Erguß eines beleidigten Gemütes, dessen Wut unter köhnenden Phrasen schlecht verdeckt war. Es ist nicht gut, wenn Künstler sich selbst verteidigen, noch dazu in dieser Weise. Mögen sie ihre Werke geben!

Thode war vornehmer. Er antwortete gar nicht darauf. Liebermann hatte unter anderem angeführt, ein anderer Kunstgelehrter hätte ihm Fehler in der Beurteilung alter Kunstwerke vorgeworfen. Als ob das etwas sagt! Es steht Urteil gegen Urteil!

Statt dessen ergriff Thoma das Wort, Hans Thoma, dem Meier-Gräfe liebenswürdigerweise nahegelegt hatte, der Fall Wöcklin sei der Fall Thoma. Und Thoma antwortete so ruhig und sicher, so logisch und schlicht, wie man es gerade von diesem Manne vielleicht nicht erwartet hätte. Man hätte gedacht, er würde mit Gefühlsmomenten operieren. Statt dessen begegnen wir kristallinen Beweisführungen, die wie reiner Herbstwind düsteren Nebel zerstreuen. Sie gipfeln darin, daß wir eben die Kunst haben, die unserem Charakter, unserem Lande, unserem Klima entspricht, daß wir diese Kunst so gestalten, wie wir sie haben wollen, und uns nicht Kunstgesetze diktieren lassen, die einer französischen Mode entnommen sind, die in Paris schon längst abgewirtschaftet hat.

Das sind einfache und selbstverständliche Wahrheiten. An der Tatsache, daß man auf sie zurückgreifen muß, kann man erweisen, welchen Wert die lallenden Reden des im Zergarten der Kunst

herumtorkelnden Kabaliers besitzen. Ein Vers von Busch fällt mir ein. Der lautet:

Einen Menschen namens Meier
warf man abends vor die Tür,
weil man meint, betrunken sei er,
selber kam's ihm nicht so für.

Ernst Schur,

Kleines feuilleton.

— Neuere Forschungen über die Blinddarmentzündung werden in der „Köln. Ztg.“ besprochen: Die Erkrankungen des Keimes, vom Blinddarm ausgehenden Anhängsels, das wir Wurmfortsatz oder mit der wissenschaftlichen Bezeichnung Appendix nennen, nehmen seit einer Reihe von Jahren in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Ärzte wie der Laien in Anspruch. An der Tatsache, daß die „Blinddarmentzündung“ (oder richtiger die Entzündung des Wurmfortsatzes mit Beteiligung der angrenzenden Teile des Bauchfells) in neuerer Zeit einen weit bössartigeren Charakter angenommen hat als früher, ist nach den einwandfreien statistischen Angaben zuverlässiger Beobachter und den Berichten zahlreicher Pathologen gar nicht mehr zu bezweifeln, und man hat alle möglichen mehr oder weniger glaubhaft erscheinenden Hypothesen zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung herangezogen. Bald wurde die übermäßige Fleischnahrung oder die Anwesenheit von Darmschmarozern, bald die Zunahme in der Verwendung emaillierten Kochgeschirrs angeführt, von einigen Forschern endlich auf die größere Gewandtheit der modernen Ärzte im Erkennen der hierher gehörigen Krankheitszustände hingewiesen und die Zunahme der Fälle von tödlicher Blinddarmentzündung mit der Abnahme der Todesfälle an urfächlich zweifelhaften schweren Abdominalerkrankungen, beispielsweise an „Unterleibsentzündungen“ und „Bauchfellaffektion“, in Verbindung gebracht. Auch an abenteuerlichen Theorien ist, wie stets in solchen Fällen, kein Mangel. Den Vogel hat in dieser Beziehung wohl ein phantastiebegabter englischer Arzt abgeschossen, der allen Ernstes das in den Gummiringen der Flaschenverschlüsse enthaltene Antimon für die Appendizitis verantwortlich macht. Daß alle diese Mutmaßungen vor dem kritischen Auge in nichts zerfließen oder wenigstens nicht ausreichen, die starke Vergrößerung der Krankenziffer zu erklären, daß sie vor allen Dingen nicht genügend begründet sind, um zur Grundlage einer auf die Verhütung lebensgefährlicher Verwickelungen hinielenden ursächlichen Behandlung zu dienen, das ist einsichtigen Ärzten niemals zweifelhaft geblieben. In neuerer Zeit hat man mit besonderem Nachdruck auf den Zusammenhang aller möglichen ansteckenden Krankheiten mit der Blinddarmentzündung aufmerksam gemacht. In der Tat verfügt die Wissenschaft schon über unzählige Beobachtungen, daß nach verhältnismäßig harmlosen Mandelentzündungen, nach Masern und Scharlach, ganz besonders aber nach Influenza, der ursprünglichen Erkrankung nach kurzer Zeit eine Appendizitis folgt, und einzelne Autoritäten erklären die steigende Zahl der Blinddarmentzündungen geradezu mit der Wiederkehr und Häufung der Influenza-Epidemien in den letzten 15 Jahren. Nach dieser Anschauung, die vieles für sich hat, geraten die im Munde des Kranken vorhandenen krankmachenden Bakterien durch den Schluckakt in den Darmlanal und führen in einem Teile der Fälle zu bössartigen Entzündungen im Wurmfortsatz, die öfters mit der Bildung von Eiter einhergeht und durch Infektion des benachbarten Bauchfells den „perityphlitischen Anfall“ hervorruft. Das Verständnis für diese Krankheitszustände, die in mancher Beziehung bisher schwer zu erklären waren, ist in jüngster Zeit durch die interessantesten Untersuchungen K r e s t i s wesentlich gefördert worden. Durch mühsame mikroskopische Durchforschung einer Reihe von gefunden und kranken Wurmfortsätzen, die durch die Operation gewonnen waren, hat er uns, wie es scheint, endgültige Klarheit gebracht über die Bedingungen, unter denen die Bakterien im Wurmfortsatz ihre gefährliche Wirkung entfalten. Um die Ergebnisse der Untersuchungen des Berliner Chirurgen zu verstehen, ist es erforderlich, mit einigen Worten auf die Anatomie und Physiologie der in Betracht kommenden Organe einzugehen. Bekanntlich stellt der Wurmfortsatz einen kleinen Blinddarm von der Stärke eines dünnen Meistiftes dar, dessen physiologische Funktion nicht bekannt ist, übrigens entsprechend seiner geringen Größe und seinem histologischen Bau nur höchst nebensächlich sein kann. Aus zahlreichen mikroskopisch kleinen Ausführungsgängen liefert er ähnlich den benachbarten Darmabschnitten eine spärliche Menge einer gewissen Flüssigkeit, die sich durch eine enge Oeffnung in den Blinddarm ergießt und vielleicht zu einem kleinen Anteil zu der Vollendung der Verdauung mit beiträgt. Durch alle möglichen kleinen und ernstern Störungen, besonders durch Fersehung afnormen Darminhalts, wie er sich so leicht bei Natarren innerhalb des Verdauungsanals bildet, kommt es in der engen Höhle der Appendix zu einer Beeinträchtigung der regelmäßigen Absonderung, zu Stauungen und Infektionen der abgesonderten Flüssigkeit. Die weitere Folge sind dann häufig mehr oder weniger ausgebreitete, zuweilen nur mit Hilfe des Mikroskopes nachweisbare Veränderungen der Schleimhaut des Wurmfortsatzes. Oft genug führt eine gewöhnliche Diarrhöe, eine mit Verstopfung einhergehende Verdauungsstörung oder irgend eine andere Darmaffektion, die scheinbar nach wenigen Tagen leichten Unwohlseins in Genesung übergeht, zu bleibenden

Störungen an der normalen inneren Auskleidung des Wurmfortsatzes und im Anschluß daran zu teilweiser oder gänzlicher Verödung der Schleimhaut mit nachfolgender Verengung oder Verklebung des kleinen Hohlraumes. Derartige Krankheitsvorgänge ebnet nun den Boden für die Entstehung d. c. häufig sehr ernst verlaufenden, ja lebensgefährlichen „Blinddarmentzündung“. Ein unglücklicher Zufall fügt es möglicherweise nach Jahren, daß sich bei Gelegenheit einer antretenden Krankheit in diesen ihrer gewöhnlichen Widerstandsfähigkeit beraubten Schleimhautabschnitten Bakterien ansiedeln. Es kommt zu entzündlichen Erscheinungen, die sich in günstig verlaufenden Fällen nur als verhältnismäßig harmlose Blinddarmreizung, oft aber auch als schmerzhaft und gefährliche Unterleibsentzündung bemerkbar machen und mit eitrigem Zerfall des Organs und einer bösartigen Bauchfellentzündung einhergehen. Bei allen diesen scheinbar aus so verschiedenen Ursachen entspringenden Krankheitserscheinungen handelt es sich also um die gleichen anatomischen Vorgänge, und der Blinddarm-entzündungs-„Anfall“ ist nichts weiter als eine akute Steigerung veralteter, durch eine Einwirkung auf die Schleimhaut herbeigeführter Veränderungen im Inneren des Wurmfortsatzes. Die verdienstvollen Feststellungen Krawitzki erlangen eine besondere praktische Bedeutung, weil sie uns zum ersten Male einen Fingerzeig geben, wie wir uns vorbeugend der Blinddarm-entzündung gegenüber zu verhalten haben. Sie mahnen uns ernstlich, jeder Verdauungsstörung als einer durchaus ernst zu nehmenden Erkrankung unsere vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden und besonders Kinder mit Darmkatarrhen unter allen Umständen sorgfältig zu überwachen, um möglichst schnell eine vollkommene Heilung zu erzielen. Schulkinder dürfen also nicht, wie man es so häufig sieht, mit ihrem „hiesigen Durchfall“ die Schule besuchen, sondern gehören ins Bett. Auch nach den geringfügigsten Anfällen von Blinddarm-entzündung, ganz besonders natürlich nach einer ausgesprochenen Blinddarm-entzündung, ist für sehr lange Zeit — mindestens ein volles Jahr — neben vorzichtiger Diät strenge Enthaltung von allen körperlichen Anstrengungen und sportlichen Vergnügungen angezeigt, damit nicht durch Zerrung der Bauchorgane eine plötzliche Verschlimmerung entsteht. Daß in allen ernstesten Erkrankungsfällen und bei öfterer Wiederkehr der einzelnen Anfälle die Kunst des Chirurgen oft mit bestem Erfolge zu Rate gezogen wird, ist zu bekann, als daß es erforderlich wäre, an dieser Stelle noch besonders darauf hinzuweisen. —

t. Die Eisenbahn vom Nil zum Roten Meer. Der Handelsverkehr mit dem Sudan, wie er bisher nur durch die Eisenbahn zwischen Alexandria und Assuan bzw. Wadi Halfa unterstützt wurde, hat die englischen Wünsche nicht befriedigt; aus dieser Unzufriedenheit entstand der Plan, eine Eisenbahn vom Nil nach dem Roten Meere zu bauen. Als Endpunkte wurden Berber am Nil und Suakin am Roten Meer angenommen, und danach erhielt das Projekt die Bezeichnung der Berber-Suakin-Bahn; doch wird diese, wie jetzt feststeht, nicht von Berber selbst ausgehen, sondern von der Mündung des Atbara-Stroms, die etwa 30 Kilometer südlich von Berber liegt. Dann wird sie auch nicht gerade bei Suakin enden, sondern bei Port Sudan, 50 Kilometer nördlicher. Dieser Platz am Roten Meer wurde ausgewählt, weil er als Hafen besser sein soll als Suakin. Dagegen ist Suakin der Mittelpunkt für die Leitung des Bahnbaues geworden, da Port Sudan als Hafen eigentlich erst geschaffen werden muß durch die Anlage von Quais etc. Diese Hafenanbauten werden wohl erst mit der Eisenbahn zugleich fertig gestellt werden. Durch diese Bahn wird dann die Entfernung zwischen Khartum und dem Meere auf etwa 1550 Kilometer verkürzt werden, ein erheblicher Vorteil gegenüber den jetzigen Verhältnissen. Im einzelnen ist, wie der „Engineer“ hervorhebt, die Wahl der Eisenbahnroute nicht nur mit Rücksicht auf das Gelände und die Wasserzufuhr, sondern auch im Hinblick auf die Möglichkeit einer weiteren Ausdehnung geschaffen worden. Immerhin hat sich die Wasserbeschaffung als eine der größten Schwierigkeiten erwiesen, da alles Wasser für Trink- und Kochzwecke erst aus Salzwasser destilliert und dann von Suakin aus an die Arbeitsstelle versandt werden muß. Nach eingehender Erkundigung des Landes ist der Verlauf der Bahn über Khor Dlwat, Khor Abit, Khor Barameh, Khor Arab und Khor Gudi festgesetzt worden. Die höchste Erhebung hat die Linie bei Sintat, etwa 145 Kilometer von Port Sudan, mit 910 Meter über dem Meer zu überwinden. Die Gesamtlänge der Bahn vom Atbara bis Port Sudan wird sich auf 500 Kilometer belaufen. Vorläufig wird die Bahn nur ein Gleise mit schmaler Spur erhalten. Die schwersten Erdarbeiten sind zwischen Port Sudan und Sintat zu leisten, wo auch die meisten Brücken der Linie erforderlich sein werden mit im ganzen 81 Spannungen. Als Arbeiter sind hauptsächlich Sudanesen herangezogen worden, die zum großen Teil schon 1896 beim Bau der Sudan-Eisenbahn beschäftigt waren, also bereits Übung besitzen. Für die Erdarbeiten werden jedoch meist Araber aus dem Nilgebiet zwischen Assuan und Khartum verwendet, nachdem sich die nomadischen Araber des Hügellandes von Suakin zu dauernder Arbeit als untauglich erwiesen haben. Die Vollendung des Baues wird vermutlich längere Zeit kosten, weil er nicht von beiden Seiten aus betrieben werden kann. Zwar hat man auch vom Atbara aus, wo noch einiges Material vorhanden war, mit der Verlegung begonnen, aber der Transport weiteren Materials den Nil aufwärts hat sich als soviel

lostopieliger herausgestellt als der zur See nach Suakin, daß jetzt nur noch von dieser Seite aus die Arbeiten fortgesetzt werden. Der Bau hat von Suakin aus im August 1904 eingesetzt, aber in den ersten beiden Monaten wegen der Unzulänglichkeit der nomadischen Araber als Arbeiter nur geringe Fortschritte gemacht. Bis zum 1. Juni d. J. waren etwa 270 Kilometer Schienenweg fertig, und der weitere Fortgang wird auf etwa 1800 Meter täglich angegeben. Dennoch rechnet man mit der Vollendung des Schienenweges zum März 1906. —

Technisches.

gr. Verbeffertes Dynamit. Seitdem es Nobel gelungen war, die praktische Verwertung des 1847 von Sobrero entdeckten Nitroglycerins als Sprengstoff in die Wege zu leiten, ist ununterbrochen die Verbesserung dieses gefährlichen, aber für viele Zwecke so außerordentlich wichtigen Stoffes erstrebt worden. Die Darstellung dieses Sprengmittels erfolgt durch Nitrieren von Glycerin. Der Gewinnungsprozess ist der, daß man in eine Mischung von Salpeter- und Schwefelsäure Glycerin zuließen läßt. Hierbei muß dafür gesorgt werden, daß die Temperatur immer unter 30 Grad bleibt. Das sogenannte Sprengöl scheidet sich dann als eine ölige Schicht auf der Säure ab, wird davon getrennt und gewaschen. Nobel fand besonders die praktische Verwendung des Sprengöls dadurch, daß er es mit zirka 25 Proz. Kieselgur versetzte und diese erhaltbare Masse als Dynamit der Sprengtechnik einverleibte. Da der Zusatz von Kieselgur aber dem Sprengmittel einen Ballast zufügt und da ferner Wasser diesem Produkte sehr schädlich werden kann, so stellte Nobel die Sprengelatine dadurch her, daß er das Sprengöl mit Kollobiumwolle in der Wärme zusammenknetete. Aber die so gewonnenen Dynamite haben den Uebelstand, daß sie gefrieren. Man muß sie daher vor der Verwendung an kalten Orten austauen, sie also bis auf etwa 12 Grad erwärmen. Dadurch werden erfahrungsgemäß viele Unfälle herbeigeführt. Diese Unfälle sind noch darum besonders zahlreich, weil das ständige Umgehen mit Dynamit in den Bergwerken usw. die Menschen nur zu schnell sorglos gegenüber der ungeheuer großen Gefahr macht. So erwärmen die mit Sprengarbeiten betrauten Personen das Dynamit in solchen Fällen nur zu oft dadurch, daß sie es am eigenen Körper einige Zeit aufbewahren. So sehr diese, allerdings einfache und bequeme Methode auch überall verboten und unter Strafe gestellt ist, so ist diese Unsitte doch schwer auszuwurzeln.

Eine, wenn auch nicht voll befriedigende Verbesserung des Dynamits war der Zusatz von Nitrobenzol. Nach einer Mitteilung Prof. Schweilers scheint aber nun eine Vervollkommnung des so wichtigen und gefährlichen Sprengmittels gefunden zu sein, die eine Lösung des Problems bedeuten dürfte. Dieses verbesserte Dynamit führt den Namen Dinitroglycerin und ist ein Stoff ähnlich dem Sprengöl. Wenngleich es in Wasser etwas löslicher und in der Sprengwirkung nicht ganz so stark wie Sprengöl ist, so hat es doch den Vorzug, weniger empfindlich gegen mechanische Einflüsse zu sein; es gelatiniert schon in der Kälte mit Kollobiumwolle und gefriert bei den Temperaturen, die praktisch in Betracht zu ziehen sind, nicht. Dieses verbesserte Dynamit wird durch Nitrierung des Glycerins mit Salpetersäure allein gewonnen. —

Notizen.

— Richard Strauß' Oper „Salome“ ist auch vom Wiener Hofopertheater erworben worden. Sie wird in Wien am gleichen Tage wie in Dresden ihre Erstaufführung erleben. —

— Die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums bleibt vom Montag, den 21. August, ab zwei Wochen geschlossen. —

— In Rom hat man alte, seit dem neunten Jahrhundert als Begräbnisstätten nicht mehr benutzte Katakomben wieder entdeckt. Die ausgehöhlten, unterirdischen Räume enthalten Mosaiken und zahlreiche, handschriftliche Aufzeichnungen. —

— Eine Uhrenanlage mit drahtloser Uebertragung ist für die Stadt Wien geplant. Der Stadtrat hat bereits 3000 Kronen für Vornahme eines Versuches bewilligt. —

— Eine Riesen-Talsperre will man in Sauerland, im Tale der Rhöne errichten. Sollte das Unternehmen, das vom Mühlsperrverein ausgeht, sich verwirklichen, so entsteht ein Werk, das an Ausdehnung und Leistungsfähigkeit das größte Deutschlands wäre. Die Sperre soll sich über eine Fläche von 1000 Hektar erstrecken, mit einem Fassungsvermögen von 110 Millionen Kubikmeter Wasser, die einen normalen Abfluß von 10 Kubikmeter Wasser in der Sekunde ermöglichen und zur Erzeugung von 1700 Pferdestärken hinreichen werden. In Form eines Halbmondes angelegt, würde die Sperre 12 Kilometer lang werden. —

— In Bodenheim bei Kreuznach leben fünf Geschwister namens Leber, die zusammen 428 Jahre zählen. Sie erfreuen sich sämtlich verhältnismäßig großer Rüstigkeit. Die einzelnen Lebensalter der fünf sind 92, 89, 87, 83 und 77 Jahre. —